

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 142.

Berlin, Dienstag den 26. November

1844.

England.

Theodor Hoof.

Die Menschen sind ungerecht und die Gama launenhaft, pflegte Charles Robier zu sagen. Horaz sprach dasselbe aus in den Worten: habent sua fata libelli. Diese Meinung aller Zeiten gilt vorzüglich für diejenigen Werke, welche in einer fremden Sprache geschrieben sind. Wie viele Bücher genießen Ruf unter uns, die in dem Lande ihrer Verfasser nie dazu gelangten! Man könnte sagen, daß manche Geistesprodukte, gleich den Weinen, wenn sie die Linie passirt haben, eine ganz besondere Qualität gewinnen, wenn sie in eine andere Sprache übertragen werden. Während aber elende Schriftsteller die Ehre haben, daß man sie übersetzt und in der ganzen civilisirten Welt liest, bleiben leider auch viele Autoren, die in ihrem Vaterlande berühmt sind, den benachbarten Völkern völlig unbekannt. Wir wissen viele Namen, die diese, scheinbar übertriebene, Behauptung bestätigen würden, beschränken uns aber darauf, einen englischen Schriftsteller zu nennen, der kürzlich gestorben ist und im Auslande wenig gekannt war, wie sehr er es auch verdient, ein recht großes Publikum zu haben. Wir meinen Theodor Hoof, den Redacteur des berühmten „John Bull“, den Verfasser des „Gilbert Gurney“ und des „Jack Brag“, von welchen, so wie von einigen anderen Werken Hoof's, die Herren J. A. Moriarty und J. Seybt eine deutsche Uebersetzung herausgegeben.^{*)}

Unter anderen Verdiensten hat Hoof dasjenige, den Roman in England zu seiner wahren Bestimmung zurückgeführt zu haben. Er war es, der dem historischen Roman den ersten Schlag versetzte. Wie sehr wir auch das Talent Walter Scott's bewundern, so konnten wir uns doch nie mit seiner Schöpfung, dem historischen Roman, dieser Parodie der Geschichte, befreunden. Vor noch nicht langer Zeit wußten die geistreichsten Männer des verständigsten Volkes der Welt nicht genug Lobsprüche für dieses Genre zu finden; sie zogen es ohne Umstände der Geschichte selbst vor. Glücklichweise ist diese Zeit vorübergegangen und vergessen. Denn von allen Zerkümmern, die sich in den letzten zehn Jahren als reformatorische Ideen in der Literatur ausgaben, war sicherlich diese Begeisterung für den historischen Roman eine der gefährlichsten. Wir verdanken ihr sehr mittelmäßige Werke, die trotzdem mit großem Geschick geschrieben sind, und haben uns durch dieselben auf lange Zeit unseren Geschmack verdorben. In England fand sich ein ganzes Heer werthloser Nachahmer, die in Walter Scott's Fußstapfen traten. Zur Freude der Leihbibliotheken machte man sich daran, die ganze Geschichte der drei Königreiche auf die angegebene Manier zu travestiren. Aber selbst die besten Dinge werden mit der Zeit langweilig, warum sollte man nicht ermüden, immer und ewig Kopieen einiger guten Werke zu lesen? Es ist bekannt, mit welcher Dankbarkeit diejenigen aufgenommen wurden, die den alten Roman wieder einführten. Gewöhnlich bezeichnet man Bulwer als den Urheber dieser literarischen Reaction, jedoch mit Unrecht, denn das Hauptverdienst ist Hoof zuzuerkennen, dessen erste Romane im Jahre 1824, also vier Jahre vor dem Pelham, erschienen. Hätten die Schriften Hoof's nicht so großen Beifall gefunden, wer weiß, ob man Pelham glimpflich behandelt haben würde.

Es war um so leichter, den historischen Roman zu stürzen, als die Einführung desselben durch Walter Scott ein vereinzelt, von keinem früheren englischen Schriftsteller vorbereitetes Ereigniß war. Das neue Genre hatte nichts für sich, als eben seine Neuheit und das Talent, mit dem es von seinem Erfinder gehandhabt wurde. In den Händen de Foe's, Fielding's, Richardson's und Smollet's hatte der englische Roman keinen anderen Zweck, als das menschliche Herz und die Sitten zu schildern. Walter Scott verließ diesen Weg. Anstatt die ihn umgebende Gesellschaft zu malen, verpflanzte er die Chronik in den Roman, und da er nicht der erste Dichter seiner Zeit werden konnte, wurde er der unnachahmlichste Erzähler nach Art der unermüdbaren Schemezeyade. Seine Werke sind mehr Geschichtsmalereien als Genrebilder. Die Sitten, die er uns vorführt, erinnern durchaus nicht an das wirkliche Leben. Gewiß hätten ihn Richardson und Fielding sehr bewundert, der Eine wegen seiner genauen Schilderungen, der Andere wegen seiner fruchtbaren Einbildungskraft, aber keiner von Beiden hätte ihn als seinen Nachfolger anerkannt. Ja, wir zweifeln nicht, wenn Walter Scott und seine eigentliche Meinung über jene beiden unsferblichen Beobachter des menschlichen Herzens hätte sagen wollen, anstatt uns eine trockene Biographie derselben zu geben,

er würde sein geringes Behagen an Grandisson und Joseph Andrews eingestanden haben, denn auch im Gil Blas entzückte ihn nichts, als die kalte und nüchterne Eleganz, mit der die Beschreibungen abgefaßt sind.

Die Schilderung des Privatlebens mit seiner Anmuth, seiner Mannigfaltigkeit und seinen sich kreuzenden Interessen und Ereignissen bildet den wahren Stoff für Romane. Einem guten Romanschreiber aber ist weniger Erfindungsgabe und Gelehrsamkeit unerlässlich, als Beobachtung der Charaktere und der Sitten. Hoof besaß dieses Beobachtungstalent in ausgezeichnetem Grade. Ihm und den Damen Edgeworth und Austen gelang es, den Roman wieder auf jene Höhe zu bringen, auf der ihn die früheren Meister hinterlassen hatten. Alle Drei, obgleich sie mit verschiedenen Geistesgaben ausgestattet waren, hatten das gemeinschaftliche Ziel, das tägliche Leben und diejenigen Herzensregungen zu malen, die in allen Lesern ihr Echo finden. Ihre Werke sind sogar dezent, als diejenigen von Fielding und Smollet, und dürfen sich ohne Scheu auf allen Tischen sehen lassen. Die Tugend schildern sie nie lächerlich und selten unglücklich, das Laster, selbst wenn es triumphirt, umgeben sie nicht mit jenem Adel, der die Helden Rousseau's und Byron's schmückt. Sie nehmen nie ihre Zuflucht zu Wundern und Effekten und benutzen weder lokale Eigenthümlichkeiten, noch den Aberglauben des Volkes. Nur das gewöhnliche Leben und das menschliche Herz geben ihnen das Material zu ihren Werken, und ihre geschickte Hand weiß dieses Material so zu verarbeiten, daß selbst die raffiniertesten Feinschmecker unter ihren Lesern befriedigt werden. In Hoof's Romanen ist die Liebe nicht jene ungekümme, oft sündhafte Leidenschaft, die im Ru entsteht und sich durch keine Gewalt unterdrücken läßt. Die Vernunft leitet seine Helden in der Liebe, wie in allem Uebrigen. In seinen Büchern begegnet man keiner jener liebenswürdigen Schwachheiten, keinem von den zügellosen Wünschen, die eine so große Rolle in den modernen Romanen spielen, noch jener extremen Empfindsamkeit, die von Werther und der neuen Heloise in die Literatur eingeführt wurden. Hoof's Helden und Heldinnen können allen Altern und Ständen zum Muster dienen und haben den großen Vorzug vor vielen Gleichgearteten, daß sie interessant sind. Beweis dafür ist der Erfolg, den jene Romane in England gehabt haben, und die Theilnahme, mit der noch heute von ihnen gesprochen wird. Im Allgemeinen sind wir gewöhnt, ein moralisches Buch für ein langweiliges zu halten, und in den meisten französischen Romanen, zum Beispiel, stehen diese beiden Eigenschaften in umgekehrtem Verhältnis zu einander. In den englischen dagegen ist dies weit weniger der Fall.

Man sieht wohl leicht ein, daß Mrs. Edgeworth und Mrs. Austen, die wir oben Hoof an die Seite stellten, als Frauen, nur bezente Bücher geschrieben haben werden. Die Erstere lebt noch, die Zweite ist bereits seit 1817 todt und hatte sich immer nur in einem kleinen Kreise von Verwandten und Freunden bewegt. Beschreiben, ernst, zurückgezogen, wie sie war, vermied sie die Gelegenheiten, ihre Schönheit und ihre Geistesgaben glänzen zu lassen, eben so sorgfältig, als andere Frauen dieselben aufsuchen. Daher spielen auch ihre Erzählungen nur in der Bürgerklasse, die sie täglich vor Augen hatte; dafür aber hat sie Niemand in ihrer Gattung übertroffen. Walter Scott, der die Schriften dieser jungen Frau in seinem Hause laut vorzulesen pflegte, sagte von ihr in seiner Zeitschrift: „Mrs. Austen hat gelungenere Portraits aus der Gesellschaft gegeben, als irgend ein anderer Autor. Ihre Schilderungen des Privatlebens sind die besten, die ich kenne.“

Wenn aber die Lebensweise dieser beiden Damen den Charakter ihrer Werke leicht erklärt, so bleibt es wunderbar, wie sich, abgesehen von der durch Geschlecht und Erziehung bedingten Geistesrichtung, derselbe Charakter in den Romanen Hoof's wiederfindet. Der unruhige Geist dieses Mannes, sein luxuriöses und unregelmäßiges Leben scheinen sich nicht mit der strengen Sittlichkeit zu vertragen, die in seinen Werken herrscht. Hier sehen wir recht deutlich den Nutzen der Einschränkungen, die sich die englische Gesellschaft auferlegt. Das Privatleben der Engländer ist keinesweges von Sünden frei, doch die Gesellschaft verlangt die Beobachtung der strengsten Sitte. Sie mag darum pedantisch und heuchlerisch erscheinen, aber die Heuchelei ist eine Konzeption, die das Laster der Tugend macht, und Mancher ist gut geworden, weil er immer hat gut scheinen wollen.

Theodor Hoof war der Sohn eines Musikers und wurde am 22. September 1783 in London geboren. Im vierzehnten Jahre verlor er seine Mutter, die eine sehr geistreiche und vernünftige Frau gewesen seyn soll. Wenn sie am Leben geblieben wäre, so würde Hoof ohne Zweifel ein praktischer Mensch geworden seyn, wie sein älterer Bruder. Wir besäßen dann freilich vielleicht einige schöne Bücher weniger; aber es hätte sicher auch einen Un-

^{*)} Leipzig, J. J. Weber, wo kürzlich als XVII.—XX. Bändchen der ausgewählten Romane von Theod. Hoof auch eine Uebersetzung von dessen „Maxwell“ erschienen ist.

glücklichen weniger auf Erden gegeben. Pook wurde auf der berühmten Schule zu Harrow, zu gleicher Zeit mit Byron und Robert Peel, erzogen. Er erinnerte sich dieses Umstandes gern, jedoch nicht ohne ein gewisses Neugefühl, denn er war in Harrow unfeilig gewesen und hatte auch nicht so bald Gelegenheit bekommen, den gelehrten Unterricht zu benutzen, den er daselbst empfangen hatte. Nach dem Tode seiner Mutter nämlich mußte er in das väterliche Haus zurückkehren. Im Heiligthum der Musen geboren, komponirte er schon früh Lieder, zu denen er selbst den Text schrieb. Bald wurde er der Mitarbeiter seines Vaters, dem er die Worte zu seinen Musikstücken verfaßte. Da er die Arbeit mit dem Vater theilte, hatte er auch Ansprüche auf den Gewinn und die Vergütungen desselben und begann ein sogenanntes Künstlerleben. In einem Alter, wo junge Leute am meisten bewacht und am strengsten gehalten werden müssen, lebte er unter Sängern und Schauspielern, wurde von ihnen bewundert und verzogen und in die traurigen Geheimnisse des Jokers und der Coullissen eingeweiht. Es war dies ein schlechtes Debüt, das Pook im Leben machte, und die Verblendung und Thorheit seines Vaters kam ihm später theuer zu stehen.

Sein Bruder, der Rev. James Pook, der vor einigen Jahren als Dechant von Worcester gestorben ist, fürchtete, daß er bei seinem Temperamente und solcher Gesellschaft in tiefe Verderbnis verfallen könne, und machte den Versuch, ihn aus dieser Gefahr zu reifen. James war achtzehn Jahre älter, als Theodor, und hatte durch sein eigenes Verdienst eine rasche Carrière gemacht. Er brachte ihn nach Oxford, ließ ihn dort die Studien wieder aufnehmen und sich für den Advokatenstand vorbereiten. Man kann sich denken, wie sehr erlitt sich unser junge Künstler in der ersten Atmosphäre Oxfords vor. Als er in das Album der Universität eingetragen werden sollte, sagte, durch seine kindischen Züge getäuscht, der Vice-Kanzler zu ihm: „Sie scheinen sehr jung, sind Sie auch bereit, die neununddreißig Artikel zu unterzeichnen?“ — „Bierzig, wenn es Ihnen beliebt“, antwortete Pook rauh. Dieser unehrerbietige Witz, der auf die bekannten Artikel der anglikanischen Kirche anspielte, hätte es beinahe zuwege gebracht, daß Pook auf der Stelle zurückgewiesen wurde. Sein Bruder intercedirte und erwirkte ihm die Verzeihung seiner unbefonnenen Worte. Aber anstatt in Oxford zu bleiben, kam er in aller Eile nach London zurück, denn er hatte einen herrlichen Plan zu einer Farce, den er seinen früheren Gefährten mittheilen mußte.

In seinem Roman Gilbert Gurney, einer Art von Selbstbiographie mit leichter romantischer Färbung, erzählt Pook sehr ergötlich sein Debüt auf dem Theater. Indes machte, in Gegensatz zu dem Stücke, von welchem in dem Romane die Rede ist, „die Rückkehr des Soldaten“, eine komische Oper, zu der er das Gedicht und die Musik verfertigt hatte, großes Glück in Drury-Lane. Pook war damals siebenzehn Jahr alt. Durch diesen Anfang ermuthigt, lieferte er in dem Zeitraume von einigen Jahren acht neue Stücke, die den verschiedensten Talenten der besten Komiker jener Zeit, seinen Freunden und Kameraden, merkwürdig angepaßt waren. Indessen verlebte Pook lustige Tage. Er führte wirklich die komischen Schwänke seiner Farcen im Leben aus und erzählt nicht wenige derselben im Gilbert Gurney, der von seinem damaligen Treiben ein deutliches Bild giebt. Die Frau des Schauspielers Mathews, seines treuesten Freundes, hat ebenfalls einige in einem unterhaltenden Buche, das sie dem Andenken ihres Mannes gewidmet, aufbewahrt. Pook's Freunde sprechen mit Entzücken von den heiteren Stunden, die sie mit ihm verlebte hätten, als er ihnen inter pocula Anekdoten aus seinem eigenen Leben erzählte; denn Pook war vielleicht der vollendetste Komiker seiner Zeit. Er vereinigte, schreibt ein Herr Rodart von ihm, die Fähigkeiten Liston's, Terry's und Mathews', der unerreichten Helden der kleinen Londoner Theater, in sich. Dazu kam, daß er scherzhafte Lieder, besonders satirische Balladen, ausgezeichnet sang und komponirte und, ohne daß man ihm eine Anstrengung anmerkte, Text und Melodie improvisirte. Bald verbreitete sich sein Ruf eines äußerst geistreichen Mannes über den kleinen Kreis seiner lustigen Freunde hinaus. Sheridan, der ein Urtheil in solchen Dingen hatte und das überraschende Talent Pook's besser, als irgend Einer, zu würdigen wußte, öffnete ihm die Pforten der aristokratischen Gesellschaft, indem er ihn bei der Marquisin von Perfort einführte. Um diese Zeit pflegte sich der Prinz von Wales, damals Regent des vereinigten Königreichs, von den Sorgen und Mühen der Regierung in den Salons der edlen Lords zu erholen. Pook hatte die Ehre, ihm vorgestellt zu werden, und nach einem Souper, in welchem er, in der Letzthe des Champagners den Rang seines erhabenen Mitgastes vergessend, denselben in seiner gewohnten geistvollen Manier unterhalten hatte, sagte der Prinz zu ihm: „Herr Pook, ich wünsche Sie öfter zu sehen und zu hören.“ Dieser Wunsch war ein Befehl für Alle, welche zugegen waren, und Pook wurde von diesem Augenblicke an zu den feinsten Zirkeln der vornehmen Welt gezogen. Er kam in die Mode, und bald galt keine Fête für vollständig, wenn er nicht eingeladen war. Unser Freund war übrigens hier ganz an seinem Orte. Er hatte Geist, seine Manieren, untadelhafte Kleider, war gefällig und bescheiden und wurde, da er bereits früher der Beschgenosse vieler vornehmen Elegants gewesen, der Günstling jener Klasse, die, so exklusiv sie auch seyn mag, es dennoch nicht verschmäht, diejenigen Plebejer in ihren Kreis aufzunehmen, welche ihnen ihr beständiges Ennui zu vertreiben wissen. Als unermüdblicher und stets interessanter Erzähler, als bescheidener Künstler, der mit derselben Fertigkeit den Bleistift und die Feder handhabte, mußte Pook den Vornehmen in jeder Hinsicht gefallen.

Diese glänzenden Gaben hätten ihn auch beinahe glücklich gemacht; wir sagen, beinahe, denn er war nicht weise genug, die Gelegenheit zu benutzen. Der Regent, der an ihm Geschmack gefunden hatte, erkundigte sich angelegentlich nach seiner Stellung in der Welt und sprach sich, als er ersuhr, daß

sein Günstling weder Stand noch Vermögen habe, mehrere Male darüber aus, daß etwas für ihn gethan werden müsse. Der Prinz schien diese Absicht bereits vergessen zu haben, als Pook plötzlich im Jahre 1812 zu seinem großen Erstaunen zum Schatzmeister auf der Insel Mauritius ernannt wurde und ein Gehalt von 2000 Pfund zugesichert erhielt. Er feierte natürlich in der Gesellschaft zu Mauritius dieselben Triumphe, die er in London geerntet hatte, wurde die Seele der Vergnügungen und stürzte sich ohne Rückhalt in alle Zerstreuungen, die in den Kolonien Sitte sind. Gegen Ende des Jahres 1817 wurde der bisherige Gouverneur von Mauritius nach England zurückgerufen und ernannte, da er von seiner Verwaltung Rechenschaft ablegen sollte, eine Kommission zur Prüfung der Bücher des Schatzmeisters. Alles wurde in Ordnung befunden, und die Kommissarien machten den günstigsten Bericht. Jedoch sechs Wochen nach der Abreise des Gouverneurs erhielt der Offizier, der ihn interimistisch vertrat, die Anweisung von der Schatzkammer, daß die Kommission einen groben Irrthum in den Rechnungsbüchern übersehen habe und ein vor fünf Viertelsjahren eingeschickter Posten von 20,000 Pfund nicht eingetragen sey. Groß war das Erstaunen Pook's und des neuen Gouverneurs. Man ernannte eine zweite Kommission, vernahm den Denunzianten, der mündlich und schriftlich seine Beschuldigung wiederholte, jedoch in seinen Ausagen auf Lügen ertappt wurde und sich selbst umbrachte. Dessenungeachtet ging die Untersuchung fort, und man entdeckte eine große Menge Unregelmäßigkeiten und ein bedeutendes Defizit in der Kasse des Schatzmeisters. Pook wurde festgenommen und an Bord eines Schiffes gebracht, das nach England segelte. Im Januar 1819 kam er in Portsmouth an. Man machte ihm den Prozeß, und der Attorney-general entschied, daß, wie nachlässig auch Pook's Amtsführung gewesen sey, man dennoch keinen Grund habe, ihn kriminalisch zu verfolgen. Währenddessen wurden seine Papiere und Bücher dem Rechnungshofe übergeben, der, nachdem die Sache fünf Jahre geschwebt hatte, Pook zum Schuldner des Staates mit 12,000 Pfund erklärte.

Es ist schwer zu entscheiden, bis zu welchem Punkte Pook schuldig war. Er selbst hat bis zu seinem Ende behauptet, daß die definitive Entscheidung des Rechnungshofes ungerecht sey. Die Kommission in Mauritius hatte das Defizit auf 20,000 Pfund geschätzt, später wurde es erst auf 15,000, dann auf 12,000 fixirt, und Pook war überzeugt, daß eine genauere Untersuchung es auf 9000 reduziert hätte. Der Hof entschied, daß Pook nicht des Unterschleifs, sondern nur der unverzeihlichsten Nachlässigkeit schuldig sey. Aber wohin waren die Summen gekommen, die er nicht in Rechnung gestellt hatte? Man hat es nie entdecken können, und Pook wußte es wahrscheinlich eben so wenig als seine Richter. Man fand anfangs, daß er kurze Zeit nach seiner Ankunft in Mauritius 1900 Pfund nach England geschickt hatte, aber er bewies, daß er mit dieser Summe Schulden bezahlte und sie bei einem Kaufmann einnahm, dem er sie terminweise durch Abzüge von seinem Gehalte zurückstellte. So handelt kein ehrloser Mann. Freilich hatte Pook kostspielige Gewohnheiten; er spielte hoch, schickte Pferde zum Wettrennen, und man durfte wohl argwöhnen, daß er, bei seinem verhältnismäßig geringen Gehalte, die ihm anvertrauten Gelder zu seinen Verschwendungen benutzte. Indes wies er nach, daß er bei den Wettrennen viel Geld gewonnen hatte, und überdies brachte der Verkauf aller seiner Besitzthümer nur die bescheidene Summe von 40 Pfd. ein.

Als Pook nach London kam, bestand sein ganzes Vermögen aus zwei Louisd'oren. Sein Vater war kurze Zeit vor seiner Rückkehr gestorben. Es blieb ihm nichts übrig, als zu seiner Feder Zuflucht zu nehmen und durch Aufsätze, die er in Journale und Revuen lieferte, die Mittel zur Fristung seines Lebens zu gewinnen. Er mietete eine bescheidene Wohnung in Somers-Town und lebte dort, ohne die vornehmen Leute aufzusuchen, die sich einst um seine Gesellschaft gemüht hatten, in einem kleinen Kreise von Jugendfreunden, die im Glück wie im Unglück heiter und treu blieben. Um diese Zeit, also etwa im Jahre 1820, kam Walter Scott nach London und lernte Pook bei dem Schauspieler Terry kennen. Er war von seinem Geiste und seiner unverfälschten Laune entzückt und merkte bald, daß Pook, trotz der, wie seine Freunde sagten, gehässigen Verfolgung, der er ausgesetzt sey, ein leidenschaftlicher Tory geblieben war. England befand sich damals in der lebhaftesten Aufregung. Die Königin Karoline hatte den britischen Boden wieder betreten und reklamierte alle Ehren, die ihrem Range gebührten. Die Whigpartei unterstützte ihre Forderungen und baute auf die Unpopularität des Regenten. Einige Tage nach dem ersten Zusammentreffen Pook's mit Walter Scott bat eine hohe Person den Letzteren, ihm einen Schriftsteller nachzuweisen, der ein Journal in dem Hauptort einer Grafschaft redigiren könnte. Walter Scott antwortete, daß er einen prächtigen Menschen in Vorschlag hätte, und empfahl Pook mit jener Wärme, mit der er empfehlen konnte. Der edle Herr hatte Pook einst gekannt und wußte auch seine Geschichte. Einige Monate später gründete Pook den „John Bull“.

(Schluß folgt.)

Brasilien.

Umschau in Rio-Janeiro.

(Schluß.)

Was hinter jener Hülle allgemeiner Freudigkeit zuweilen verborgen seyn mag, wer weiß es? — Ich ging eines Tages längs der Schattenseite einer der Hauptstraßen und sah etwa ein Duzend Schwarzer Güterballen von dem Hafen in die Stadt tragen. Es waren lauter kräftige Gestalten, sie bewegten sich schwebenden Ganges unter der schweren Bürde, nach jedem vierten Schritte

im Chorus ein tief aus der Kehle geholtes „hom“ (portug. „gut“) erschallen lassend; dabei lief ihnen der Schweiß von den muskulösen Schultern herab, man sah, wie die Brust wellenleich sich ausdehnte und zusammenzog. Einer aus dem Nachtrabe blieb plötzlich stehen, sah sich ängstlich um und eilte dann über die Straße auf ein Weib zu, das mit einem schwerbepackten Korbe auf dem Kopfe und einem Kinde hinten aufgeladen sich langsam fortbewegte. Ich betrachtete ihn genauer; aus diesen Zügen sprach mehr Geist, als ich jemals in einem Negergesichte gewahrt hatte. Die Frau blühte erst verflohen umher, dann nahm sie mit einem Lächeln zärtlicher Dankbarkeit das Kind von der Schulter herab und reichte es dem Vater, der es herzte und küßte, während das Kleine tanzte, mit den Füßchen zappelte, ein Freudengeschrei erhob und mit den kleinen schwarzen Händchen das kolossale Negergesicht streichelte. Ich war in eine Art angenehmer Träumerei versunken, wie ich so stillstehend dem Manne zusah, — da gewahrte ich plötzlich, daß Etwas hinter mir seine Blide auf sich gezogen hatte. Es war ein magerer dunkelfarbiger Brasilianer in einem weißen Ueberwurfe, mit einem Panamahute auf dem Kopfe und einem dünnen Bambusrohrchen in der Hand, der eben um die Ecke bog. In größter Hast gab der Neger das Kind der Mutter zurück und wendete sich von ihr mit einem Ausdruck im Gesichte, den ich kaum beschreiben kann. Es sprach daraus ein gänzlich geknechteter Geist, eine in ewige Banden geschlagene Kraft, ein von der härtesten Uebermacht zum Nimmerwiederaufrichten daniedergebrücktes Gemüth, — und zugleich eine Freiheit, nicht von der Natur, sondern von menschlicher Tyrannei diesen Zügen eingepägt, eine widerwärtige Ergebenheit und scheinbare Zerknirschung, eine thierisch-stumpfe Furcht, die dieses einen Augenblick zuvor so menschlich warm erregte Angesicht unbefürchtlich entstellte und besonders unangenehm mit der riesigen Figur kontrastirte, deren Muskeln und Sehnen unter der Haut so kräftig spielten wie die Röhren und Hebel eines mächtigen Maschinenbaues. Eilig sein „hom! hom!“ mit dem Chore wieder anstimmend, leuchte er seinen Leidensbrüdern nach und demüthigte sich; schnellen Laufes sie einzuholen, obgleich sie ziemlich weit voraus waren und der Güterballen auf seinem Kopfe den kräftigsten unserer Packträger zu Boden gedrückt hätte.

Kehren wir nun nach der Stadt und der ziemlich engen Rua do Duvidor zurück, die in der Mitte von einer übelriechenden Gasse durchschnitten wird, an den Seiten die elegantesten Kaufläden aufzuweisen hat. Besonders glänzende Ausstellungen haben die Goldschmiede, es pflegt aber auch ihr ganzes Waarenlager im Schaufenster enthalten zu seyn. Die Lokale der Haarkünstler sind, wie anderswo, mit Wachsbüsten aristokratisch aussehender Schönheiten geschmückt; aber es sind europäische Muster, englische und französische Schönheits-Ideale, und eigentlich eine Art von Satire auf die Eingeborenen, unter denen man, die völlig dunkeln abgerechnet, nur blaßgrüne Gesichter antrifft.

Den brasilianischen Schönheiten müßte ich eigentlich ein besonderes Kapitel widmen. Während meines sechswöchentlichen Aufenthalts in Rio habe ich nur ein paar wirklich hübsche Frauengesichter gesehen, und diese gehörten zweien bei der Oper angestellten Italiänerinnen. Ich hatte einen Parterreplatz im Opernhause und durchspähte mit meiner Luognette sämmtliche Logen rings in dem weiten Gebäude, aber auch nicht Eine niedliche Brünnette konnte ich entdecken. Als Zeichen des vorherrschenden Schönheitsstypus ergaben sich kleine schwarze Augen, dünne Lippen, magere Wangen, sparsames schwarzes Haar und der gewöhnliche grünweiße Teint; die Züge tragen eine Art von studirter Kälte und Hochmuth, alle Bewegungen sind eckig und gezwungen. Sonderbar genug, daß auch die Europäer, die hierher kommen, nach kaum einem halben Jahre statt ihrer eigenen jene blaßgrüne Farbe annehmen, die gleichsam als ein Reflex der überall, selbst mitten in den volkreichsten Städten, sich üppig hervor-drängenden Vegetation erscheint.

Rio hat zwei Schauspielhäuser; mein erwähnter Besuch galt dem San Pedro d'Alcantara, welches mit großen Dimensionen eine dem hiesigen Klima sehr angemessene Bauart vereinigt. Die Mauern sind nämlich mit einer Menge von runden Löchern versehen, so daß sie von Außen einem Siebe gleichen; durch diese Höhlungen dringt frische Luft in die Gänge, mit denen die Logen in Verbindung stehen, so daß man sich darin wie ein Vogel im Drapirkäfig befindet und trotz der Hitze, welche die zahllosen Lichter ausströmen, von einer lieblichen Kühlung angeweht wird. In der inneren Einrichtung entspricht nichts der Größe des Hauses als allein der Kronleuchter, der prächtigste, den ich jemals in einem Theater gesehen; hingegen sind die Decorationen schäbig, und die Garderobe sieht aus wie auf dem Trödelmarke gekauft. Aufgeführt wurde „la Donna del Lago“, eine Uebersetzung der Lady of the Lake; über die Fähigkeit der Darsteller habe ich kein Urtheil, aber ihre Ansichten von dem schottischen Kostüm mußten mir höchst originell erscheinen. Roderic Dhu trug einen langen Unterrock von ordinärem buntem Kattun, auf dem Kopfe eine Art Turban von dem nämlichen Zeuge, in dessen Falten eine Menge Federn gesteckt waren, an den Füßen ungeheure schwarze Stiefeln, die sich unter dem befagten Rocke verloren. Besonders schien die Tasche von Raupleder, welche die Postländer vorn tragen, den brasilianischen Garberobier in Verlegenheit gesetzt zu haben; er wußte sich aber mit einem schwarzledernen Schurzfell auszubelfen, das prächtig mit den Stiefeln harmonierte. So kostümirte traten zwei hochländische Armeen auf, jede mit einer vollständigen Musikbande voran, wobei das Wunderbarste war, daß jeder Dudelsackpfeifer sein Stückchen, ordentlich auf ein Notenblatt gesetzt, an der Spitze seines Instruments stecken hatte. Hierauf kamen zwei gälische Häuptlinge, die mit erschrecklichem Grimme auf einander losgingen und wüthend zu kämpfen begannen, nicht etwa mit zweihändigen Schwertern, sondern mit einem greulichen Duette, in welchem sie einander mit einer Wildheit überschrieben, die das ganze Publikum in Angst versetzte. Das Ballet mochte ich nicht abwarten,

weil der Anblick halbnaakter Tänzerinnen in mir niemals jene Gefühle hervorruft, durch die Mancher zu hoher Begeisterung, zur Andacht für die „Poesie der Bewegung“ hingerissen wird.

Noch eines herrlichen Spazierganges in der Nähe von Rio muß ich erwähnen. Er zieht sich längs einer Wasserleitung, die aus 7—10 Meilen entfernten, den Abhängen des Corcovado entströmenden Quellen die Stadt mit Wasser versorgt. Es wird zunächst einer Menge öffentlicher Fontainen zugeleitet, aus denen es dann die Sklaven in Tonnen nach den Häusern tragen. Eine der schönsten dieser Fontainen, ein ansehnliches Bauwerk, in der Mitte des Schloßplatzes belegen, fällt sogleich ins Auge, sobald man das Ufer betritt. Sie ist mit einigen Inschriften, unter anderen einem lateinischen Epigramme, verziert, und endigt oben in einer steinernen Weltugel — ein Emblem, das die Brasilianer auch auf ihren Fahnen führen und das wahrscheinlich eine Erinnerung an die Zeiten altportugiesischen Glanzes abgeben soll.

(B. R.)

Frankreich.

Das Mikroskop im Dienste der Medizin.

Von dem bekannten Doktor Donné ist vor kurzem in Paris eine mikroskopische Anatomie und Physiologie der Flüssigkeiten des menschlichen Körpers*) erschienen, deren Inhalt die Bibliothéque universelle de Genève im Auszuge wiedergibt. Wir wollen diesem Auszuge einige Thatsachen entnehmen, von denen wir glauben, daß sie unsere Leser interessieren werden. Man darf freilich gegen mikroskopische Untersuchungen im Allgemeinen etwas mißtrauisch seyn, da die Entdeckungslust unseres Jahrhunderts in den Naturforschern zuweilen eine gewisse Hast und Oberflächlichkeit erregt und außerdem selbst die Meister in der mikroskopischen Technik zuweilen einander bestreiten, was der Eine oder der Andere von ihnen gesehen zu haben vorgiebt. Doch darf dies Alles das Lob eines Instrumentes nicht schmälern, das der Wissenschaft eine neue Welt erobert hat und in manchen Disziplinen fast das einzige Mittel bietet, durch das noch Neues gefunden werden kann. Der Medizin leistet es die wesentlichsten Dienste, indem es die Elemente des gesunden und ihre Veränderungen im kranken Körper kennen lehrt und in Krankheiten die Unterscheidung von secretirten Stoffen möglich macht, die dem bloßen Auge identisch scheinen.

Nachdem deutsche Gelehrte, wie Müller, Purkinje, Valentin, Henle, Vogel und Andere, in der mikroskopischen Anatomie vorangegangen waren, gewann dieselbe auch in Frankreich zahlreiche Pfleger. Unter diesen ist Doktor Donné einer der eifrigsten. Derselbe hat, um den Geschmack an der Mikroskopie recht allgemein zu machen, seinen Hörsaal aller Welt geöffnet und wohl an zwanzig Mikroskope, unter denen auch ein Sonnen- und ein Gas-Mikroskop, seinen Schülern zur Verfügung gestellt. Doch ist er darum kein einseitiger Verehrer seines Instruments und erkennt in der Vorrede zu seinem Buche z. B. der Chemie denselben Rang unter den Hülfswissenschaften der Medizin zu, als der Mikroskopie. Seine Untersuchungen beziehen sich, wie wir bereits andeuteten, auf die im gesunden und kranken Körper enthaltenen und aus denselben secretirten Stoffe. Wir wollen aus der Reihe derselben die wichtigsten herausheben.

Das Blut, dieses fließende Fleisch, wie es Borden nennt, ist zu allen Zeiten für die Aerzte der Gegenstand der sorgfältigsten Beobachtung gewesen. Die Einen suchten in demselben alle Elemente der festen und flüssigen Theile des Körpers, die Anderen die Elemente aller Krankheiten. Das Mikroskop hat die Ersteren bereits in großem Maße befriedigt und den Letzteren wenigstens die Hoffnung eröffnet, daß die Veränderungen des Blutes in sämmtlichen Krankheiten bald nachgewiesen seyn werden. Das Blut besteht aus einer Flüssigkeit, die mehrere Stoffe aufgelöst enthält, und aus in derselben schwimmenden Kügelchen. Dem Mikroskop sind besonders die letzteren zugänglich. Sie haben eine Dimension von 1/10 Linie, sind roth und geben der Blutflüssigkeit die Farbe. Dr. Donné nimmt mit mehreren deutschen Physiologen an, daß die Blutkügelchen keinen Kern enthalten, sondern vielmehr Bläschen sind, die eine Flüssigkeit einschließen. Hieraus erklärt sich auch, daß sie sich abplatteln und verlängern können, um Aderchen zu passieren, die einen noch kleineren Durchmesser haben, als sie selbst. Welche Stufen der Entwicklung und Rückbildung aber durchlaufen diese Kügelchen? Ihre Bildungsstätte soll der Verdauungsapparat seyn. Aus dem in demselben enthaltenen Speisebrei saugen die sogenannten Lymphgefäße den Milchsaft auf. In diesem schwimmen weiße Kügelchen, die, nach Donné, von einer Schicht von Eiweißstoff umgeben sind und in den Blutgefäßen, in welche sich der Milchsaft ergießt, roth werden. Zum Beweis dieser Theorie führt unser Autor an, daß er Uebergangsformen zwischen rothen und weißen Blutkügelchen gesehen habe. Ferner spritzte er Milch, die ebenfalls Kügelchen, nur etwas kleinere, als das Blut, enthält, in die Venen ein und fand sie erst weiß, dann mit einer schwachgelben Färbung, nach vierundzwanzig Stunden aber völlig in Blutkörperchen verwandelt wieder. Ueber das Absterben der Blutkügelchen hat Donné die Meinung, daß sie sich, nachdem sie den Höhepunkt ihrer Entwicklung erreicht haben, in der Blutflüssigkeit auflösen. — Die Untersuchung der Veränderung des Blutes in Krankheiten wird seit einigen Jahren mit großem Eifer betrieben. Unter den Franzosen haben sich besonders Andral und Gavaret um dieselbe verdient gemacht. Sie fanden auf chemischem Wege, daß der Faserstoff, einer von den in der Blutflüssigkeit aufgelösten Stoffen und der Hauptbestandtheil des

*) Cours de Microscopie complémentaire des études médicales. Anatomie microscopique et physiologie des fluides de l'économie. Par le Dr. Al. Donné. Paris, 1844.

Fleisches, in Entzündungen vermehrt und in der Fleischsucht und ähnlichen Krankheiten vermindert sey. Indeß genügen diese Data nur für die Krankheitsgenera; für die speziellen Entzündungen u. s. w. sind noch keine unterscheidenden Merkmale im Blute gefunden worden. Die Mikrographen sind in ihren Forschungen nicht viel glücklicher gewesen, zumal es die Genauigkeit verlangt, daß das Blut in dem Augenblicke, wo es aus den Venen tritt, untersucht werde. Dr. Donné hat hier nur wenig Neues finden können. Wir heben heraus, daß er, was bisher für vom Blute bei Entzündungen innerer Organe aufgefogener Eiter gehalten wurde, größtentheils für die oben erwähnten weißen Kügelchen erklärt.

Der Schleim besteht aus einer mehr oder weniger zähen Flüssigkeit und festen, regelmäßig geformten Partikeln, die man Schleimkügelchen nennt. Ueber die Natur dieser Kügelchen ist man sehr uneins, da sie von den Eiterkügelchen kaum zu unterscheiden sind. Diese haben ungefähr einen Durchmesser von 200 Linie und sollen aus einer Hülle und drei in Ammoniak löslichen Kernen bestehen. Merkwürdig ist der Einfluß, den der Eiter auf das Blut übt. So sah Donné, als er beide Flüssigkeiten in gewissen Mengen mischte, den Faserstoff sich zerlegen. Hieraus erklärt er die Folgen der Aufsaugung von Eiter durch das Blut. Die Eiterkügelchen, sagt er, absorbiren den Sauerstoff des Blutes, schwellen an und bilden, in den Hautadern angekommen, daselbst Ansammlungen von Eiter, der sich nach Außen entleert, oder vergiften, wofür dies nicht bald geschieht, die ganze Blutmasse. Die verschiedenen Arten des Eiters sind in dem Werke Donné's nicht erklärt.

Desto ausführlicher ist der Urin behandelt, und es kommt dies der praktischen Medizin gar sehr zu Gute, da nach Dr. Donné viele Krankheiten der Harnwerkzeuge aus einer schlechten Beschaffenheit des Urins hervorgehen, obgleich das Umgekehrte vielleicht noch öfter der Fall seyn mag. Man kennt die Veränderungen, die gewisse Alimente auf dieses Sekret ausüben; man weiß z. B., daß Kaffee, Champagner den Urin sauer machen, während ihm eine kühlende Diät eine mehr laugige Beschaffenheit giebt. Gäbe nun das Mikroskop ein Mittel, selbst kleine Abnormitäten in demselben aufzufinden, durch welche eine Krankheit der Harnwerkzeuge hervorgerufen würde, so könnte man durch eine bloße Veränderung der Nahrungsmittel Heilung bewirken. Es sind besonders die Niederschläge, die sich in Krankheiten in dem Urin vorfinden, welche mit Hilfe des Mikroskops untersucht worden sind. Eiter- und Blut sind z. B. oft in so kleinen Mengen der Flüssigkeit beigemischt, daß sie durch das bloße Auge schwer von gleichfarbigen Salzen unterschieden werden.

Die Milch der Frauen zeigt bei der mikroskopischen Untersuchung ebenfalls sphaerische Partikelchen in einer mehrere Salze aufgelöst enthaltenden Flüssigkeit. Es sind dies Fettkügelchen von verschiedener Größe (1000 bis 2000 Linie dick), die wie kleine Perlen glänzen und deren Fettgehalt leicht durch Filtration der Milch und Behandlung des Filtrats mit Aether erkannt wird. Was ihren Bau betrifft, so sind sie, nach Donné, Zellen mit Kernen, nach Anderen, mit Flüssigkeit angefüllte Bläschen. Ein zweiter Bestandteil der Milch ist der Käsestoff, der, wie sich unsere Leser erinnern werden, durch längere Einwirkung gelinder Wärme, durch Käseberlab und Säuren zur Gerinnung gebracht wird. Dieser wurde bisher für völlig in der Milchflüssigkeit aufgelöst gehalten; Donné indeß will ihn ebenfalls theilweise in Form von Kügelchen gesehen haben. Wir fügen noch hinzu, daß, was wir Rahm nennen, nichts Anderes ist, als jene eben erwähnten Fettkügelchen. — Die Milch, wie mehrere andere Flüssigkeiten des Körpers, durchläuft verschiedene Entwicklungsstufen und erlangt erst jedesmal nach einer Geburt ihre vollkommene Ausbildung. Die noch unvollkommene Milch heißt Colostrum, ist von gelblicher Farbe und besteht deutlich aus einer wässerigen und einer zähen Flüssigkeit. Unter dem Mikroskop erscheint sie aus wenigen, kleinen, unregelmäßig geformten Fettkügelchen und eigenthümlichen körnigen Körperchen zusammengesetzt. Diese Beschaffenheit verliert sie erst im Milchfieber. Dann verschwinden die körnigen Körper, während die Kügelchen eine regelmäßige Gestalt annehmen. Das Verharren der Milch im Zustande des Colostrums hat für die Säuglinge große Nachteile, und es wird daher die Untersuchung der Muttermilch durch das Mikroskop, die freilich auch auf andere Weise vorgenommen werden kann, von praktischem Nutzen seyn.

Wir würden zu sehr ins Fachwissenschaftliche gerathen, wollten wir dem Autor in seine einzelnen Untersuchungen folgen, und begnügen uns, unseren Lesern zu versichern, daß Dr. Donné durch seinen fruchtbaren Fleiß sich des Dankes und der Bewunderung der Freunde seiner Wissenschaft würdig gemacht hat.

Mannigfaltiges.

— Die atmosphärische Eisenbahn. Ueber die neue atmosphärische Eisenbahn in Irland wird von einem Laien, d. h. einem unparteiischen Manne, der weder als Ingenieur ein theoretisches Interesse an der Lösung des Problems hat, noch praktisch bei dem Unternehmen theilhaftig ist, Nachstehendes an das Londoner Athenaeum berichtet:

„Die Länge der atmosphärischen Eisenbahn von Ringstown nach Dalkey beträgt 14 englische Meilen; diese Distanz wurde in etwas mehr als zwei Minuten oder im Verhältniß von 45 englischen (10 deutschen) Meilen pro

Stunde zurückgelegt. Dies ist Wirbelwindschritt. Es schien, als sey ich bloß in die Maschine hinein gestiegen, um wieder heraus zu steigen, und so hatte ich sehr wenig Ziehen für mein Geld (drei Pence), was mich an die arme Köchin erinnerte, die sich beklagte, sie habe sehr wenig Genuß von ihrem Bette, weil die Nacht zu Ende sey, ehe sie sich ordentlich niedergelegt. Ein anderer Vortheil vor den Dampf-Lokomotiven, den alle Reisenden, deren Nerven nicht von Draht sind, zu schätzen wissen werden, ist der, daß die atmosphärischen Wagen mit wenig mehr Geräusch hingleiten, als die Wagen der Königin Mab; ihr Geräusch gleich am meisten dem Rascheln von Herbstblättern, die von einem leisen Wind fortgeweht werden. Hier hat man nichts von jenem beständigen Lärm und Gefreisch aus einem Dugend Ventilen und Luftsphären vor der Abfahrt, noch jenes endlose Keuchen, Schnauben und Feuerpeien, womit die gewöhnlichen Lokomotiven uns quälen und betäuben. Während der Fahrt ist man nicht dem Geräusch eines Schweißes von Wagen unterworfen, das den Eindruck macht, als ob eine kolossale Klapperschlange einem auf der Ferse wäre. Ueberdies sieht man nicht neben einem ungeheuren Kupferkessel, der immer zu springen bereit ist und mit seinen feurigen Zungen den ganzen hölzernen Apparat hinter sich zu verschlingen droht. Endlich wird man nicht von Rauch und Kohlenstaub erstickt und geblendet. Dies sind große negative Vorzüge der atmosphärischen Lokomotive. Ein positiver Vorzug ist ihre sanfte Fortbewegung. Ihr größter Uebelstand dagegen ist ihr unangenehmes Schaufeln nach der Seite. Ob dieser Uebelstand hier größer ist als auf Dampf-Eisenbahnen, kann ich nicht entscheiden, doch glaube ich, daß keine von beiden ganz frei davon ist. Bei der Dalkey-Bahn mag vielleicht ihr sehr geschlängeltes Lauf dieses Schaufeln noch vermehren. Ihr Rückgrath gleicht einer riesenhaften vorsündfluthlichen Schlange, oder einem ungeheuren fossilen Tausendfüßler, dessen eben geöffnetes Lager uns zeigt, wo eine Natur-Revolution das lebende Reptil gefangen und festgebettet und ihre verwandelnde Kraft es im Lauf der Zeit versteinert hat. Dieses Lager ist hier ein enger, tiefer, steil gemauerter Kanal, durch den sich hindurchzuwinden wenig angenehmer ist, als durch einen Tunnel, nur daß dort das Meiste oben offen ist. Das Geseß gestattet keinen anderen; doch wenn der Wunsch, Boden zu ersparen, die Veranlassung dazu war, so scheint diese Sparsamkeit übel angebracht. Selbst die Dampf-Eisenbahnen, obgleich sie dreimal so breit sind, werden sehr ermüdend durch ihre endlosen eintönigen Ufer, wo weder Blume noch Strauch blüht, um das Auge zu erheitern oder den rußgeschwängerten Windzug aus dem Schornstein zu mäßigen. Dieser geschlängelte Lauf der atmosphärischen Bahn kann aber auch als ein Vorzug betrachtet werden, da man hierdurch in Stand gesetzt ist, jedes wünschenswerthe Ziel zu erreichen, ohne jene langen schnurgeraden Linien zurücklegen zu müssen, an welche die Dampf-Lokomotive gebunden ist.“

— Bücher-Sammlungen in Wien. Einer in Wien erschienenen kleinen Schrift über die Merkwürdigkeiten der Kaiserstadt („Acht Tage in Wien“) sind nachstehende Notizen über die k. k. Hofbibliothek entlehnt: Es enthält dieselbe 16,076 Handschriften in griechischer, hebräischer, chinesischer, indischer u. Sprache auf Pergament und über 11,000 europäische Handschriften auf Papier; 12,000 Inkunabeln, 270,000 gedruckte Bücher neuerer Zeit, 6000 Bände musikalischen Inhalts, 8000 Autographa berühmter Personen. Außerdem giebt es in Wien folgende große Bücher-Sammlungen: 2) die Handbibliothek des Kaisers (mit 40,000 Prachtbänden, 776 Kupferstich-Mappen, 70,000 Portraits, 3400 Landkarten und 108 Atlaffen); 3) die Universitäts-Bibliothek (104,000 Bände); 4) die Bibliothek des Erzherzogs Karl (25,000 Bände); 5) die Bibliothek des Fürsten Metternich (23,000 Bände, 400 Inkunabeln und 75 Handschriften); 6) die Bibliothek des Fürsten Liechtenstein (40,000 Bände und Kupferstich-Sammlung); 7) die Bibliothek des Fürsten Esterhazy (36,000 Bände); 8) die Bibliothek des Fürsten Schwarzenberg (30,000 Bände); 9) die orientalische Bibliothek des Fhrn. v. Hammer-Purgstall (7300 Bände); 10) die dramatische Bibliothek des Herrn J. F. Castilli (12,000 Dramen in deutscher Sprache, 2000 Portraits von dramatischen Schriftstellern und Schauspielern und eben so viele Autographen *); 11) die theologische Bibliothek der Benediktiner (12,000 Bände); 12) die theologische Bibliothek der Augustiner (15,000 Bände); 13) die kriegswissenschaftliche Bibliothek des Hofkriegsraths (22,000 Bände); 14) die Bibliothek der Theresianischen Ritter-Akademie (31,000 Bände, 700 Inkunabeln und 120 Manuscripte); 15) die medizinische Bibliothek der Josephs-Akademie (6000 Bände); 16) die Bibliothek der orientalischen Akademie (800 Bände in orientalischen, 2000 in europäischen Sprachen, 442 Handschriften, 103 Kopieen, 15,000 Altentstücke u.); 17) die Bibliothek der Gesellschaft der Musikfreunde (2000 Bände über die Theorie der Musik, 8000 Musikwerke u.).

* Eine ähnliche, aber noch viel umfassendere Sammlung von Kupferstichen, Zeichnungen u., die sich auf die Bühnen aller Länder beziehen, besitzt der geachtete Schriftsteller und Schauspieler, Herr Louis Schneider in Berlin.